

Werner Vogd

Offenheit für neue Kategorien und Begründungen – warum eine Wissenssoziologie, die diesen Namen verdient, sich immerfort erneuern muss

Eine Würdigung der praxeologischen Wissenssoziologie von Ralf Bohnsack

Openness to new categories and groundings – Why a Sociology of Knowledge that deserves the name should constantly renew itself

An appreciation of the sociology of knowledge presented by Ralf Bohnsack

Zusammenfassung

Dieser Beitrag stellt die Frage nach dem angemessenen Verhältnis von Begriffs- und Theoriebildung in den wissenssoziologischen Methoden der Sozialforschung. Besonderes Augenmerk wird auf das Verhältnis von der Praxis der Logik (propositionales Sprechen) und der Logik der Praxis (performatives Handeln) gelenkt. Mit Blick auf die Ergebnisse des neurobiologischen Konstruktivismus wird gezeigt, dass Begriffe wie Handlung, Subjekt, Diskurs und Verstehen oftmals zu kurz greifen. Es wird für eine offene Theoriebildung in der wissenssoziologischen Forschung plädiert.

Schlagerwörter: Dokumentarische Methode, Polykontextualität, Kontexturanalyse, Wissenssoziologie, rekonstruktive Sozialforschung, neurobiologischer Konstruktivismus

Abstract

This article poses the question of the appropriate relationship between conceptualization and theorizing in the sociological methods of social research. Special attention is paid to the relationship between the practice of logic (propositional speech) and the logic of practice (performative action). With regard to the results of neurobiological constructivism, it is shown that concepts such as action, subject, discourse, and meaning often miss the point. A plea is made for open theory building in sociological research on knowledge.

Keywords: Documentary method, polycontextuality, contextual analysis, sociology of knowledge, qualitative research, neurobiological constructivism

Theorie und Methode gehören zusammen; wenn man das eine nicht hat, verfehlt man auch das andere. Dies ist die grundlegende Lehre aus Ralf Bohnsacks Forschungspraxis. Wie können wir „zwischen der Skylla einer empirielosen Theorie und der Charybdis einer theorielosen Empirie“ auf dem „Weg“ bleiben?¹ So lautet entsprechend die entscheidende Frage, die sich jede/r Forscher/in immer wieder neu stellen muss. Denn die Gefahr, von einem der beiden Meeresungeheuer aus der griechischen Mythologie verschlungen zu werden, droht nicht nur Anfängern.

Auch erfahrene Forschungsreisende sind nicht davor gefeit, vom Weg abzukommen und damit den Zugang zu ihrem Gegenstand zu verlieren.

Die Charybdis steht für eine technokratische Anwendung methodischer Regeln. Man glaubt, man mache alles richtig, indem man skrupulös den Vorschriften einschlägiger Handbücher sozialwissenschaftlicher Methoden folgt. Auf diese Weise wird die produktive Unsicherheit getilgt, ob man dem untersuchten Gegenstand auf diese Weise gerecht wird und ob die hiermit an ihn herangetragenen Kategorien wirklich die angemessenen sind, oder ob man nicht doch anders ganz anders, vielleicht auf eine noch nicht elaborierte Weise an ihn herantreten sollte.

Die Skylla steht für das Problem, dass Konzepte und Theorien, die ursprünglich aus lebendigen Beziehungen entstanden sind, leer zu laufen drohen, wenn sie essentialisiert und substantialisiert werden. Begriffe, die ursprünglich in dynamischen hermeneutischen Beziehungen zu ihren Gegenständen standen, werden nun zu „Katachresen“, zu „gestorbenen Metaphern“, man „weiß nicht mehr, woher das sprachliche Bild kommt, wann es entstanden ist“, also „merkt“ man „im Alltag nicht“ einmal „mehr, dass es eine Metapher ist“.²

Komplexe Begriffe, die ihren Sinn nur in spezifischen Praxiskontexten entfalten, werden auf diese Weise verdinglicht und scheinen nun kontextfrei, d.h. jenseits ihrer bedingten Entstehung etwas Wesentliches zu bedeuten. Auf einmal gibt es *den* Diskurs, *das* Subjekt, *die* Biografie, *die* Gesellschaft, *das* System und andere Gespenster.³

Damit kann es auch in der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu einer Art Fundamentalismus kommen, der die eigenen Unterscheidungen absolut setzt – sie also auch ohne den Kontext ihrer Entstehung als eine endgültige Wahrheit erscheinen lässt, die entgegen dem Primat kritischer Wissenschaft und redlicher Neugier nicht in Frage gestellt werden darf.

Um zur Illustration eine kleine Anekdote einzuwerfen: Im Jahr 2006 nahm ich an der TU-Berlin an einer kleinen Tagung mit dem vielversprechenden Titel „Die phänomenologische (Neu-)Begründung von Sozialtheorie und Sozialforschung“ teil. Eine Gruppe angehender Wissenschaftler/innen hielt ebenso kluge wie gehaltreiche Vorträge zu der Frage, wie die Arbeiten von Heidegger, Merleau-Ponty, Scheler und zeitgenössischen Phänomenologen genutzt werden könnten, um die sozialphänomenologische Forschung voranzubringen. Am zweiten Tag kam als prominenter Gastredner Thomas Luckmann hinzu. Dem Altstar der phänomenologischen Soziologie missfiel die Debatte sichtlich. Nach gut einer halben Stunde setzte er zu einem längeren Beitrag an und erklärte, dass er persönlich schon längst ein für alle Mal geklärt habe, dass die in diesem Kreise ventilierten Fragen für die Wissenssoziologie unerheblich seien. Daraufhin stellte er demonstrativ ein zuvor auf der Fensterbank stehendes Sparschwein auf den Tisch und forderte, dass jeder Redner, der künftig nochmals das unsinnige Wortpaar „phänomenologische Neubegründung“ verwenden würde, fünf Euro einzuwerfen habe.

Luckmanns und Bergers wissenschaftspolitischer Schachzug bestand bekanntlich darin,⁴ die philosophische und methodologische Komplexität der deutschen Ideengeschichte, wie sie noch in der wissenssoziologischen Tradition von Scheler und Mannheim zu finden war, auszublenden.⁵ Nur auf diese Weise konnten sie unter dem Deckmantel des ‚Konstruktivismus‘ im positivistisch geprägten amerikanischen Diskursumfeld erfolgreich Wissenschaft betreiben. Wissenssoziologische Forschung wurde auf diese Weise routinisierbar, indem sie zu einem einfach nachvollziehbaren Forschungsprogramm wurde, das fortan weitgehend auf Theoriearbeit verzichten konnte.⁶

Ralf Bohnsack scheute sich nicht, wie auch in dem vorliegenden Beitrag nochmals sichtbar wird, im Anschluss an Garfinkel, Mannheim, Bourdieu, Luhmann und vielen anderen, einen anderen Weg einzuschlagen. In seiner Praxeologie werden Erkennen und Handeln, Epistemologie und Praxis weiterhin im Sinne der kontinentaleuropäischen Tradition zusammengedacht, was konkret bedeutet, sich und seinen Schülern weiterhin ein offenes Denken im Sinne einer tastenden und suchenden Begriffsarbeit zu erlauben.

Wenngleich die meisten Praktiker/innen der Dokumentarischen Methode wohl glauben, dass genau feststehe und bestimmt sei, was mit dem zentralen methodologischen Schritt der „reflektierenden Interpretation“ gemeint ist, so zeigen sich gerade auch in Bohnsacks eigenen Schriften recht unterschiedliche Begriffe, die eher tastend einkreisen, was damit gemeint sein könnte. Handlungsleitende Orientierungen, Orientierungsrahmen, implizites Wissen, Modus Operandi, Habitus, konjunktiver Erfahrungsraum stehen etwa dem Common Sense, den Schützischen Typisierungen, dem kommunikativen Wissen, der inhaltlichen „Was“-Ebene entgegen. Trotz ihrer Familienähnlichkeit haben diese Begriffe jeweils einen etwas andere Bedeutungshof. Gerade auch vor dem Hintergrund, dass Bohnsack in neueren Veröffentlichungen und vor allem in der wichtigen Monografie „Praxeologische Wissenssoziologie“⁷ nun neuerdings das Paar „propositionale Logik“/„performative Logik“ ausprobiert, wird damit der explorative, offene Charakter seiner Methodenentwicklung deutlich.⁸

Die Praxis der Logik tritt in die Logik der Praxis ein

Im Folgenden möchte ich aus der Perspektive meines eigenen wissenschaftlichen Hintergrunds begründen, warum ich diese Wahl gelungener finde als die Mannheimsche Unterscheidung zwischen konjunkтивem und kommunikativem Wissen (wohlwissend, dass damit die begriffliche Suche nach der angemessenen Umschreibung des Problems nicht abgeschlossen ist. Man ist also gut beraten, nicht erneut das Luckmannsche Sparschwein auf den Tisch zu stellen).

Durch meine akademische Herkunft (ich habe auch Biologie studiert) bin ich besonders von Maturanas und Varelas neurobiologischen Konstruktivismus geprägt worden.⁹ Neben der These von der Verkörperung epistemischer Haltungen eröffnet sich hierdurch ein hochrelevanter Zugang zu einem praxeologischen Verständnis der menschlichen Sprache. Die Fachdiskussionen zu letzterem Gebiet sind komplex¹⁰ und können hier nicht dargestellt werden, jedoch möchte ich an einem Beispiel aus der neurologischen Forschung verdeutlichen, worin die eigentliche Pointe dieser Arbeiten liegt.

Es handelt sich dabei gleichsam um eine Art Krisenexperiment, das darauf abzielt, die propositionale und die performative Logik eines Menschen – also das, was er sagt und das, was er tut – methodisch voneinander zu trennen.

In den 1960er-Jahren wurden Patienten, die unter einer schweren Epilepsie litten, nicht selten einer Hirnoperation unterzogen, in der das *corpus callosum*, der „Balken“ zwischen den beiden Hirnhälften, durchtrennt wurde.¹¹ Durch die Zerstörung der verbindenden Nervenfasern war nun die rechte Hirnhälfte nicht mehr in der Lage, unmittelbar mit der linken Hirnhälfte zu kommunizieren und

umgekehrt. Entsprechend konnten sich auch die epileptischen Krampfanfälle nicht mehr über das ganze Gehirn ausbreiten. Was bedeutet nun dieser Eingriff für das Alltagsleben der so genannten Split-Brain-Patienten? Auf den ersten Blick scheinen sie normal zu agieren. Üblicherweise regelt die dominante linke Hirnhälfte die Aktivitäten und ist auch für das Körperempfinden verantwortlich. Was geschieht aber, wenn die rechte Hirnhälfte plötzlich „beschließt“, einen Spaziergang zu machen? Wie reagiert darauf die dissoziierte andere Gehirnhälfte und was denkt sie dabei? Durch die unter Laborbedingungen erfolgende Untersuchung solcher Fragen etwa durch Gazzaniga (1989) in der Arbeitsgruppe des Nobelpreisträgers Roger Sperry wird es experimentell möglich, die Handlungspraxis eines Menschen (performative Logik) von der sprachlichen Praxis (propositionale Logik) zu entkoppeln. Der methodische Kniff besteht dabei darin, mit der Versuchsperson so zu kommunizieren, dass die eine Seite nicht weiß, was mit der anderen geschieht.

Nur mit einer Hirnhälfte zu kommunizieren, lässt sich für einen Versuchsleiter technisch relativ einfach realisieren. Üblicherweise geschieht dies dadurch, dass man eine Information, z.B. ein Bild oder einen Satz, durch eine optische Apparatur nur auf die rechte bzw. linke Seite der Netzhaut des Auges projiziert und hierdurch entsprechend nur eine Hirnhälfte „anspricht“. Eine Reihe von Split-Brain-Patienten wurden auf diese Weise untersucht. Bei einigen der Versuchsteilnehmer zeigten erstaunlicherweise beide Hirnhälften die Fähigkeit, Schrift und Sprache zu verstehen sowie sich verbal auszudrücken.

Ein gut dokumentierter Fall, bei dem eine Reihe solcher Experimente durchgeführt wurde, war jener des 15-jährigen Paul: „Der Testleiter begann zum Beispiel eine mündliche Frage mit ‚Wer ...?‘ und die offenen Stellen wurden durch eine Projektion in einem der Gesichtsfelder ergänzt, zum Beispiel durch die geschriebenen Worte ‚...bist du‘. Auf die beiden Seiten vorgelegte Frage folgte die gleiche Antwort: ‚Paul‘. Auf die Frage: ‚Was für ein Tag ist morgen?‘ kam beide Male die richtige Antwort: ‚Sonntag‘. Auf die Frage an die linke Hirnhälfte: ‚Was willst du werden, wenn du groß bist?‘ antwortete Paul: ‚Rennfahrer‘. Und dies ist faszinierend, weil auf die gleiche Frage an die rechte Gehirnhälfte die Antwort kam: ‚Designer‘.¹² Ein ebenso erstaunliches Ergebnis zeigt sich, wenn man die rechte Hirnhälfte zu einer Aktivität veranlasst, von der die linke nichts weiß: „Eine einfache Aufgabe wie ‚gehen‘ wird in die üblicherweise ‚stumme‘ rechte Gehirnhälfte geblitzt, und der Patient reagiert darauf typischerweise, indem er seinen Stuhl zurückschiebt und sich aus dem Testbereich entfernt. Wenn man ihn dann fragt, wohin er gehe, so lautet die Antwort meist etwa: ‚Ich gehe raus, um mir eine Cola zu holen‘.“¹³

Bemerkenswerterweise antwortet die linke Hirnhälfte nicht im Sinne dessen, was sie eigentlich entsprechend der durch die Versuchsanordnung erzeugten Realität hätte empfinden müssen. Sie sagt nicht „Ich weiß es nicht“, oder „Ich habe mich irgendwie getrieben gefühlt“, sondern sie erfindet eine Erklärung, einen übergeordneten Sinnzusammenhang, der mit dem erlebten Handeln des eigenen Körpers in Einklang steht. Das Gehirn konstruiert post hoc eine Rationalität, die dem vollzogenen Verhalten eine intentionale Handlungsabsicht unterlegt. Paul gibt vor, zweckrational zu handeln, wenngleich die Sache hier offensichtlich anders liegt, denn nicht das Motiv, seinen Durst befriedigen zu wollen, veranlasste ihn aufzustehen, sondern die zuvor in die andere Hirnhälfte geblitzte Anweisung des Versuchsleiters.

Für die beiden Neurobiologen Humbert R. Maturana und Francisco J. Varela offenbaren diese und homologe Experimente

„Grundlegendes über die Weise, auf die der anhaltende Fluß von Reflexionen, den wir Bewußtsein nennen und mit unserer Identität assoziieren, organisiert ist und seine Kohärenz bewahrt. Im sprachlichen Bereich von Paul kann es keine Inkohärenz geben. [...] Das zeigt uns in dramatischer Weise, daß es die Sprache ist, in der ein Selbst, ein Ich, entsteht und zwar als jene soziale Singularität, die durch die operationalen Überschneidungen, in denen das Ich unterschieden wird, im menschlichen Körper entsteht. Daraus ersehen wir, daß in dem Netzwerk der sprachlichen Interaktionen, in dem wir uns bewegen, eine andauernde deskriptive Rekursion aufrechterhalten wird, die wir unser ‚Ich‘ nennen. Sie erlaubt uns, unsere sprachlich operationale Kohärenz zu bewahren sowie unsere Anpassung im Reich der Sprache.“ (Maturana/Varela 1987, S. 249f.)

Genau hierin liegt die eigentliche Pointe des neurologischen Konstruktivismus: Sprechen ist eine Praxis, die darauf zielt, kohärenten Sinn zu generieren, nicht jedoch ein Abbild der Beziehungen, welche menschliche Lebensvollzüge ausmachen. An diesem Beispiel lässt sich sehr gut aufzeigen, was ein propositionaler Gehalt ist bzw. was die propositionale Logik der Sprache eben nicht ist.

Insbesondere in der analytischen Philosophie wird der Begriff der Proposition breit verwendet. Seine grundlegende Bedeutung ist dabei, mit einem Satz einen Inhalt oder eine Idee vorzuschlagen, die wahr oder falsch sein kann. Auf diese Weise komme es zu der Abbildfunktion von Sprache, die dann – wenn korrekt verwendet – eine objektiv vorhandene Wirklichkeit erkennen lasse. Auch innerhalb der Sprechakttheorie von Searle im Anschluss an Austin steht der Begriff der Proposition weiterhin für die *Inhaltsebene* von Sprechakten, die von vermeintlich intentional handelnden Akteuren formuliert werden.¹⁴

Das zuvor geschilderte Experiment offenbart nun aber eine drastische Diskrepanz zwischen dem seitens der Versuchsperson sprachlich proponierten Inhalt (Rausgehen, um eine Cola zu holen) und der praktischen Logik (einer Aufforderung Folge leisten). Schauen wir, dieses Missverhältnis im Auge behaltend, auf das berühmte Diktum von Alfred Schütz:

„Jeder Handlung geht der Entwurf voraus.“ (Schütz/Luckmann 2003, S. 465)

Auf den ersten Blick scheint das Experiment diese Aussage zu widerlegen. Das Kausalverhältnis des Schützischen Handlungsmodells erscheint vielmehr umgekehrt: Nicht der Entwurf geht dem Handeln voraus. Der signifikante Andere, hier in Gestalt des Versuchsleiters, ist nicht nur Anlass von Pauls Verhalten, sondern zugleich auch Ursache einer bestimmten Art von Intentionalität, die in Pauls Antwort zum Tragen kommt. Denn wird Paul nicht erst durch dessen Frage dazu provoziert, einen Grund – ein Weil- oder Um-zu-Motiv – dafür zu konstruieren (und zu fühlen), warum er eben so und nicht anders gehandelt hat? Sozial handelnd folgt Pauls rechte Hirnhälfte der Erwartung, dass man der Versuchsanweisung Folge leisten sollte. Gleichzeitig offenbart Paul sich in der von der linken Hirnhälfte gesteuerten Interaktion mit dem Versuchsleiter jedoch als ein kompetenter Praktiker eines bestimmten Sprachspiels, das auf eine Frage eine sozial erwartbare Antwort geben lässt. Aufgrund der propositionalen Struktur der Sprache folgt diese dem Subjekt-Prädikat-Objekt-Schema und in Hinblick auf Gründe befragt, nennt man Ursachen und Motive. Das ist alles, nicht mehr und nicht weniger.

„Dass etwas von jemandem als intentionales System betrachtet oder behandelt wird, rangiert in der Reihenfolge der Erklärung vor der Tatsache, daß es ein intentionales System ist“, lässt sich hier also mit Robert Brandom zusammenfassen.¹⁵ Intentionalität erscheint hier erst dadurch, dass sie durch sprachliches

Handeln einer Gemeinschaft institutionalisiert wird und in „diesem Sinne können nur Gemeinschaften, nicht Individuen, als im Besitz von ursprünglicher Intentionalität interpretiert werden“.¹⁶ Doch tun wir Schütz hier nicht unrecht. Entgegen vieler seiner Nachfolger weiß er noch, dass es den Handelnden nicht wirklich gibt, sondern „Handlung“ nur als ein Komplexbegriff zu verstehen ist, der sich einer jeweils konkreten sozialen Praxis von Zurechnungen und Attributionen verdankt.¹⁷ Innerhalb der sprachlichen Praxis – die ihrer Natur nach propositional organisiert ist – gilt, dass der Entwurf vor der Handlung liegt. In den von einem externen Beobachter rekonstruierten Ablauf (dem performativ gezeigten Verlauf), können die Zeitverhältnisse anders liegen. Dies ist kein Widerspruch, insofern die Referenz des jeweiligen Praxisbezugs mitgeführt wird. Die Formulierung sinnvoller Sätze ist etwas anderes als die Übereinstimmung von gezeigtem Verhalten und der Praxis dessen sprachlicher Kommentierung. Auf der einen Ebene hat Schütz recht auf der anderen nicht.

Sobald man den Begriff der Handlung jedoch von seinem ursprünglichen Reflexionskontext abtrennt, droht er zu einer gestorbenen Metapher zu werden. Aus den ursprünglichen Praktiken herausgelöst, die sie in jeweils spezifischen Sprachspielen generieren, scheint es nun Handelnde, Akteure, Intentionen und Subjekte in einem substantiellen Sinne zu geben. So entstehen Fetische und andere „Mythen und Theorien des Common Sense“,¹⁸ die dann ihrerseits mit den anderen Praxen in Beziehung treten.

Die Praxis der Logik (propositionales Sprechen) tritt damit in die Logik der Praxis ein (performatives Handeln) – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

All dies müssen wir im Auge behalten, wenn wir mit Bohnsack von der „propositionalen Logik“ sprechen. Offenbar haben wir es hier mit dem ganzen Komplex sprachlicher Praktiken zu tun, die – insbesondere, wenn sie mit existenziellen Beziehungen einhergehen – unweigerlich in einer essentialistischen Weise verstanden und gefühlt werden. In dieser Weise praktiziert, erscheinen Worte für denjenigen, der sie ausspricht bzw. aufnimmt nicht nur als abstrakte Als-Ob-Fiktionen, die entsprechend semantischer und syntaktischer Formen poetisch miteinander kombiniert werden können, sondern werden zu konkreten Analogien, welche reale Identitäten und reale Beziehungen konfigurieren. Das hiermit einhergehende Eigenleben sprachlicher Artefakte ist damit eine natürliche Konsequenz der Entstehung der Sprache. Denn unweigerlich entstehen, wie auch Maturana und Varela herausarbeiten, auch Objekte als sprachliche Unterscheidungen sprachlicher Unterscheidungen, die die Handlungen verschleiern, die sie koordinieren – und damit gleichsam für bare Münze genommen werden.¹⁹ Das Vergessen der ursprünglich vermittelten Beziehung ist damit Teil unserer *Conditio humana*, unseres spezifisch menschlichen In-der-Sprache-seins. Sprechen ist für uns eine fundamentale Praxis, die sich mit unseren anderen lebenspraktischen Tätigkeiten verschränkt.²⁰ Deshalb können Worte auch so leicht verletzen,²¹ weil eben, wie Weber treffend formuliert, „ein ‚scharfes‘ Geräusch dieselbe Bedeutung wie ein geschliffenes Messer oder ein ‚tödliches‘ Wort [hat]. Beides zerschneidet das Gelingen des Lebensvollzugs“.²²

Die Magie der Sprache anerkennen

Um damit nochmals auf das Beispiel von Thomas Luckmann und seinem Sparschwein zurückzukommen: Ein Wissenschaftler hat ein Gebäude aus Kategorien und den hiermit einhergehenden erlaubten und verbotenen Beziehungen aufgebaut. Über drei Jahrzehnte wurde dieses Gebilde zu einer Ontologie essentialisiert (die Wirklichkeit ist so und nicht anders), mit normativen Ansprüchen verbunden (wir dürfen es nicht anders machen) und eine dazu passende Epistemologie bestimmt (es werden vorab die erlaubten Fragen festgelegt, die bestimmen, was wir wissen und was wir leben können).

Es lässt sich sehr gut nachvollziehen, dass ein gestandener Wissenschaftler sich körperlich unwohl zu fühlen beginnt, wenn Mitglieder seiner Gemeinschaft an den von ihm bestimmten grundlegenden Begriffen zu nagen beginnen. Um das Zerschneiden des zur eigenen Realität gewordenen Lebensvollzugs zu verhindern (eine bestimmte Theoriearchitektur ist für einen Wissenschaftler zur eigenen Lebensform geworden), bleibt dann nichts anderes übrig als die anderen zum Schweigen zu bringen und zwar üblicherweise mit den Mitteln der Sprache, die in die Lebensvollzüge derjenigen Beteiligten hineingreift, welche die Kohärenz der eigenen logischen Praxis gefährden.

Dass dies auch Wissenschaftlern geschieht, diskreditiert zunächst nicht in jedem Fall die betreffende Person (uns allen passiert dies, nicht nur Luckmann) oder gar die Wissenschaft als Ganzes. Vielmehr zeugt es von der Universalität dieser Prozesse. Weder Poppers Warnungen vor dem Essentialismus (Popper 1994, S. 20ff.) noch Jahrzehnte einer „Gegendressur“ zum Homo academicus (Bourdieu 2001, S. 220) können verhindern, dass Worte mit zunehmendem gemeinschaftlichen Gebrauch als real empfunden werden und die propositionale Logik (die Praxis der Logik) mit der Logik der Beziehungen unserer Welt (der Logik der Praxis) verwechselt wird, indem die ursprünglichen Beziehungen und Referenzen vergessen werden.

Die eigentliche Leistung der praxeologischen Wissenssoziologie liegt darin, die Magie der Sprache anzuerkennen, ohne ihr aufzusitzen, doch ohne dabei umgekehrt das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem jetzt nur noch Praxen gesehen werden. Sie lenkt vielmehr die Aufmerksamkeit genau auf dieses perfide Wechselspiel von Ontologie (also dem Erscheinen einer begrifflich verfestigten Realität) und Epistemologie (wie wir durch das was wir tun, zu dem werden, der etwas Bestimmtes erkennt).

Praxen reiben sich an Praxen und werfen hierdurch Bezugsprobleme auf

Schauen wir nun mit diesen ausführlichen Vorbemerkungen nochmals auf das Paar „propositionale Logik“/„performative Logik“. Zunächst sollte nun klar sein, dass es sich bei diesen Begriffen nicht um Gegensätze handelt (etwa wie offen vs. verborgen), sondern um ein komplexes Inklusionsverhältnis. Aus praxeologischer Perspektive gibt es eigentlich keinen Bereich menschlicher Praxis, der nicht auf

der unmittelbaren operativen Ebene der Phänomene betrachtet werden sollte. Um auf das Beispiel von Paul zu referieren: Es zählt das, was er mit anderen tut und welche neuen Relationen und Phänomene daraus erwachsen – und sein Sprechen ist ebenfalls ein Tun.

Bohnsacks Bezeichnung „Primordialität der performativen gegenüber der propositionalen Logik“ (ebd.) scheint mir noch ein wenig der Bedeutungsebene propositionaler Äußerungen aufzusitzen, so als würde dem Propositionalen zumindest nachrangig noch eine gewisse eigenständige Realität zugestanden werden. Auch mit Blick auf das Beispiel von Paul fände ich es schlüssiger, diese Beziehung noch radikaler zu konzeptionalisieren: Mehr als Verkettungen und Verschränkungen von sprachlichen Rekursionen gibt es nicht – und diese Praxen treffen auf andere Praxen, die dann neue Bezugsprobleme aufwerfen, die ihrerseits wiederum weitere Praxen hervorbringen (die Praxis der Logik tritt in die Logik der Praxis ein).

„Zwecke‘, ‚Motive‘ und ‚Funktionen‘ haben“ dabei, „wie bereits Maturana und Varela in ihrer Biologie der Kognition aufzeigen, keinerlei Erklärungswert im Bereich der Phänomene, da sie nicht als kausale Elemente an der Neuformulierung irgendeines Phänomens mitwirken“. Sie stellen vielmehr ein Artefakt des „Beobachters“ dar, der retrospektiv eine entsprechende „Beschreibung“ herstellt (Maturana/Varela 1985, S. 191).²³ Bei genauerem Hinsehen zeigt sich dann, dass es *den* ‚Beobachter‘ als distinkte, isolierbare Entität ebenfalls nicht gibt, sondern nur Prozesse des Bezeichnens und Beobachtens, die dann im Rahmen einer spezifischen Subjekt/Prädikat/Objekt-Relation Worte wie Beobachter oder ‚Ich‘ als deskriptive Rekursion hervorbringen.

Aufgrund von heterogenen, divergierenden Praxen, in die wir alle verwickelt sind, treten unweigerlich Probleme auf, die dann als Diskrepanzen erscheinen (etwa zwischen Rede und Tun). In unserem zweiten Beispiel wird sich der Split-Brain-Patient vermutlich nicht so leicht der Unstimmigkeit zwischen dem Anlass seines Verhaltens und seiner Erklärung bewusst werden können, aber ‚normale‘ Menschen würden dann schon das eine oder andere Mal merken, dass das, was sie auf der einen Ebene tun, mit dem, was sie sagen, nicht übereinstimmt. In vielfältigen Alltagskonstellationen kann uns Menschen leicht reflexiv zugänglich werden, dass das, was wir tun, mit dem, was wir sagen, nicht übereinstimmt. Es kommt zur Erfahrung einer Diskrepanz, die dann erneut in eine Praxis überführt werden muss.

Um das erste Beispiel wieder anzurufen, Luckmann oder seine Schüler könnten sich durch die besondere situative Dramatik gewahr werden, dass die gefühlsmäßige Bindung an bestimmte Begriffe und die hiermit einhergehenden Tabus nicht in jedem Fall mit bestimmten Fragen zusammenpassen, welche die von ihnen untersuchten Gegenstände hervorrufen. Im glücklichen, produktiven Falle kann dies in eine Art wissenschaftlicher Identitätskrise führen, die nach alternativen Deutungs- und Erklärungsmöglichkeiten suchen lässt. Der hermeneutische Zirkel und das hiermit einhergehende Wechselspiel von Theorie- und Methodenentwicklung kommen erneut in Gang.

Gerade Ralf Bohnsack hat sich in der Entwicklung der praxeologischen Wissenssoziologie immer wieder auf diesen Prozess eingelassen und sich die Frage gestellt, ob nicht etwas andere Begriffe in etwas anderer konzeptioneller Anordnung angemessenere Rekonstruktionen des untersuchten Gegenstandes erlauben. Ein besonders kluges und raffiniertes Bild stellt der „Orientierungsrahmen im weiteren Sinne“ dar, eine Begrifflichkeit, die in seinen neueren Publikationen auftaucht:

„Ich bezeichne somit begrifflich-analytisch dasjenige Erfahrungswissen, welches diese komplexe Relationierung und notorische Diskrepanz von performativer *und* propositionaler Logik insgesamt umfasst, als *konjunktiven Erfahrungsraum*. Das Resultat dieser komplexen Erlebnisverarbeitung ist ein handlungsleitendes Wissen, welches ich als *Orientierungsrahmen im weiteren Sinne* bezeichne. Dies ist mit impliziten oder praktischen *Reflexionspotentialen* verbunden [...]. Der Begriff des *Orientierungsrahmens im engeren Sinne* [...] meint (lediglich) das inkorporierte oder habitualisierte Wissen auf der performativen Ebene. Systemtheoretisch formuliert, vollzieht sich diese paradoxe Leistung der Relationierung derart, dass das System, hier: dasjenige der Performanz, der interaktiven *Praxis*, sich überhaupt erst konstituiert durch die *Differenz* zur Umwelt, vor allem zur Norm mit ihrer propositionalen Logik, zugleich diese Differenz aber in das System (als Orientierungsrahmen im *weiteren* Sinne) nach Art eines ‚re-entry‘ wieder integriert werden muss und in dem Sinne zum System selbst gehört.“ (Bohnsack, in diesem Band)

Sowohl die kommunikativ, durch wiederholten Gebrauch verfestigten Begriffe und die mit ihr einhergehenden Semantiken, als auch die impliziten Ebenen habitualisierten Wissens stehen jetzt nicht mehr gegeneinander. Sie verschränken sich vielmehr in einer komplexen Beziehung sich wechselseitig relationierender Praxen.

Komplexe Praxen oder ein Akteur, der in eine äußere Umwelt hineinagiert?

Insofern wir hier unter propositionale Logik im oben benannten Sinne die Besonderheit unseres menschlichen In-der-Sprache-Seins verstehen, Worte zu gestorbenen Metaphern werden zu lassen, also zu Begriffen, die nun proponieren, auch außerhalb des Beziehungsnetzes, indem sie ursprünglich entstanden sind, real zu sein, muss sich hier allerdings eine kritische Anfrage stellen: Ist es wirklich nötig, „normative“ und „rollenförmige [...] Erwartungsstrukturen per se „der Praxis exterior und mit ‚Zwang‘ ausgestattet“ zu sehen.²⁴ Denn eigentlich kann der so gefasste Orientierungsrahmen ja nichts außerhalb der Praxis Stehendes beinhalten, da die Wahrnehmung und Vermittlung von Konflikten ja ihrerseits als Praxis zu verstehen ist.

Wäre es analytisch nicht hilfreicher, die Re-entry-Figur einer durch die Praxis generierten Differenz, die in sich selbst eintritt und entsprechend wieder durch Praxis bearbeitet werden muss, ergebnisoffener anzulegen? So ist beispielsweise einerseits gut nachvollziehbar, dass Jugendliche aus bildungsfernen Familien die expliziten und impliziten Erwartungen z.B. in der Schule als exterior empfinden, aber es sind auch Fälle denkbar, in denen sie als die eigenen erfahren werden (auch der Begriff der Internalisierung scheint mir hier nicht hinreichend auflösungsstark, denn man kann sich mit Internalisiertem identifizieren oder dieses als fremd und störend erleben).

Insbesondere in Organisationen sind nicht selten Lagerungen beobachtbar, in denen beim selben Akteur das, was als eigen oder fremd erscheint, situativ wechseln kann. So mag sich beispielsweise eine Ärztin im Sinne einer „Fremdrahmung“²⁵ durch die Organisation restringiert fühlen, da sie mit einem ihrer Patienten gerne etwas machen würde und interaktiv näher sein möchte, was ihr

durch den formellen Rahmen verwehrt ist. Ein wenig später jedoch wird sie womöglich froh sein, einen anderen, problematischen Patienten mit Verweis auf formalrechtliche Vorgaben abzuweisen. Das eine Mal empfindet sie den organisationalen Vektor im vitalen Sinne als ihren eigenen, das andere Mal als eine Zumutung. Eine sorgfältige, übergreifende sozialwissenschaftliche Rekonstruktion der ärztlichen Praxis wird dann möglicherweise feststellen können, dass der Wechsel zwischen beiden Seiten eine *conditio sine qua non* ärztlicher Praxis darstellt, denn nur so kann es den Ärzten gelingen, die Balance zu finden, Patienten sowohl behalten als auch wieder loszuwerden zu können. Dies ermöglicht es ihnen, sich mit den guten, helfenden Aspekten ihrer Arbeit zu identifizieren, jedoch die abgrenzenden und abwehrenden Aspekte bei Bedarf als fremdverursacht zu attribuieren. Bohnsacks Bild des erweiterten Orientierungsrahmens mit dem „Spannungsfeld“ und der „notorischen Diskrepanz“ in der Mitte gestattet solche komplexen Handlungspraxen aufzuschließen – nämlich als eine komplex in sich selbst eintretende Handlungspraxis. Bohnsack selbst hat dies mit Blick auf die verwickelte Beziehung zwischen Organisation und professionalisiertem Klientelbezug bereits selbst formuliert: „Ich spreche hier von *konstituierender Rahmung*, da sich durch diese Rahmung die organisationale Praxis und der Erfahrungsraum mit der Klientel sich überhaupt erst konstituiert“.²⁶

Ist es hierfür jedoch notwendig Normen und Regeln zu etwas objektiv Exterio- ren zu ontologisieren, wie Habermas oder auch Popper es in seiner Drei-Welten-Theorie tut? Von diesen Resten eines von der sozialwissenschaftlichen Tradition übernommenen handlungstheoretischen Erbes könnte sich die praxeologische Wissenssoziologie eigentlich trennen, ohne etwas Wichtiges zu verlieren. Übrig blieben dann allein divergierende Stimmen unterschiedlicher Praxis, die aufeinander referieren – eine Polyphonie,²⁷ deren Strukturereichtum eher mit dem feinen Instrumentarium einer polykontexturalen Logik aufgeschlossen werden kann.²⁸ Denn insofern Normen überhaupt wirksam werden, befinden sie sich bereits im Spiel sich selbst relationierender Praxen – und sind damit per se nicht mehr als exterior zu begreifen. Damit wird die Unterscheidung zwischen Innen und Außen, zwischen Subjekt und Objekt auf grundlagentheoretischer Ebene hin-fällig. Nur innerhalb der deskriptiven Relation eines Beobachters kann etwas als innen oder als außen erscheinen, etwa als eigenes Wollen oder als normativer Zwang (also als Praxis der propositionalen Logik). Um es wieder am Beispiel von Paul aufzuzeigen: Für die deskriptive Rekursion der rechten Hirnhälfte liegt die Ursache für die Handlung ‚Aufstehen‘ außen (d.h. in der Aufforderung des Ver-suchsleiters), für die befragte linke Hirnhälfte jedoch innen (nämlich in dem als eigen erlebten Handlungsimpuls). Man ist also gut beraten, dies nicht vorab me-tatheoretisch zu entscheiden, zumal dies theoriebautechnisch nicht notwendig ist – was jedoch nicht im Widerspruch dazu steht, dass in der gegenstandstheore-tischen Rekonstruktion diese Unterscheidungen sehr wohl relevant werden.

Dasselbe gilt für Foucaults Diskursbegriff, insofern mit ihm ebenfalls die prob-lematische Unterscheidung innen/außen mitgeführt wird. Unweigerlich blitzt damit ein Bild auf, entsprechend dem auf der einen Seite der Akteur in Form des zugerichteten oder sich selbst zurechtenden Subjekts steht (der dann allerdings die Zumutungen auch zurechtweisen kann) und auf der anderen Seite die nun zum vermeintlich „objektiven Diskurs“ essentialisierten mächtigen „hegemonia-lem Subjektnormen“ (vgl. Geimer/Amling 2019). Damit wird man auch dem kom-plexen Denker Foucault nicht gerecht, der gerade solch eine monistische Diskurs-wie Subjektvorstellung überwinden will, der Diskurse als immer schon in den

Körper eingeschriebene Praxen versteht und der viel situationslogischer und damit praxeologischer denkt als wohl die meisten gegenwärtigen Protagonisten der Diskursanalyse:

„Unter Macht, scheint mir, ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kraftverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kraftverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kraftverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketteten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern. [...] Zweifellos muß man Nominalist sein: die Macht ist nicht eine Institution, ist nicht eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtiger. Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt.“ (Foucault 2019, S. 93)

Foucaults „Vielfältigkeit der Kraftverhältnisse, die ein Gebiet bevölkern und organisieren“ erinnert vielmehr an das, was wir an verschiedener Stelle als polykontexturale Arrangements bezeichnet haben.²⁹ Sie können einander stützen und sich verketteten oder sich voneinander isolieren, zu Institutionen kristallisieren, aber auch wieder in Konflikten auseinanderfallen. Es kann zu Dissonanzen und Verschiebungen kommen oder auch zu einem neuen Vektor, der von einem externen Beobachter als eine bestimmte strategische Wirkung rekonstruiert werden kann. Wie auch immer, man tut der Sache unrecht, wenn man sie auf die Dichotomie Diskurs/Praxis reduziert. Bei bestimmten empirischen Fragestellungen mag diese kondensierte dichotome Zuspitzung ertragreich sein, jedoch sicherlich nicht bei allen Gegenständen; sie eignet sich auf keinen Fall als grundlagentheoretische Unterscheidung der praxeologischen Wissenssoziologie.³⁰

Konjunktiv/disjunktive Erfahrungsräume

Gleiches gilt für die auch in dem vorliegenden Beitrag von Bohnsack durchscheinende gegenstandstheoretische Präferenz für das Konjunktive gegenüber dem Disjunktiven, das ja seinerseits ordnungsbildend sein kann.

Auch hier scheint es mir grundlagentheoretisch sinnvoller zu sein, die Praxis selbst als ein polyphones Gewebe multipler „Diskurseinheiten“ zu verstehen, die in „Diskursbewegungen“ miteinander interagieren,³¹ ohne dabei prä ante festzulegen, wie sich die Beziehung jeweils gestaltet.³²

Insbesondere Aglaja Przyborski hat bereits an Gruppendiskussionen aufgezeigt, dass die „Diskursbewegung“ nicht nur auf Konjunktion angelegt ist, sondern auch „einer anderen semantischen Form (z.B. einer Antithese)“ folgen kann, indem andere, in ihrem Gehalt abweichende oder gar widersprechende Propositionen aufgeworfen werden können.³³ Dies heißt nicht, dass damit auch die soziale Struktur auseinanderfallen muss, sie kann sich vielmehr auch in komplexeren Ordnungsformen einrichten, etwa in exkludierenden, antithetischen, divergenten oder oppositionellen Modi, wobei dann zusätzlich auch Praxen auftreten können, welche die Differenzen verdecken, um in rituellen Konklusionen dann performativ Übereinstimmung zu präsentieren, wenngleich sich zuvor deutliche Divergenzen

in den aufgeworfenen Orientierungsgehalten zeigen.³⁴ Hiermit können wir dann komplexe Praxen innerhalb von Familien oder Organisationen aufschließen, die sich zugleich durch disjunktive als auch konjunktive Praxen ihrer Mitglieder auszeichnen, wobei die konstruktive Forscherin dann spezifische, typische Arrangements ausmachen kann.

In der frühen, noch sehr stark an Mannheim angelegten Fassung der Dokumentarischen Methode ist der hiermit einhergehende Strukturreichtum noch nicht so recht in den Blick gekommen, da das Konjunktive hier mit der starken Anbindung an den Milieubegriff dann doch eher Ähnlichkeiten, lebensweltliche Harmonie und hiermit einhergehend unmittelbares Verstehen suggeriert denn Ordnung aufgrund arrangierter, sich wechselseitig stabilisierender Differenzen.³⁵

Mit dem Modell des erweiterten Erfahrungsraums hat Bohnsack dieses Manko auf grundlagentheoretischer Ebene korrigiert, in dem in der Mitte – um es in meinen Worten auszudrücken – die Begegnung inkommensurabler Praxen als Bezugspunkt sozialer Ordnungsbildung und moderner Identitätskonfigurationen erscheint. Es kann nun geschaut werden, wie sich Praxen zu anderen Praxen in Beziehung setzen. Bohnsack selbst greift dieses Desiderat dadurch auf, indem er die Relationen, die in der Rekonstruktion zu beachten sind, in Hinblick auf eine zweite existenziell bedeutsame Praxisform multipliziert („Verdoppelung der Doppelstruktur“³⁶). Ob sich die etwas sperrig wirkende Multiplikation der Grundkategorien forschungspraktisch und vor allem in Hinblick auf eine verständliche und überzeugende Textproduktion bewähren wird, wird sich in der künftigen Rezeption zeigen. In Hinblick auf Gotthard Günthers Theorie der Polykontextualität³⁷ ließe sich hier metatheoretisch noch offener herangehen, ohne dabei jedoch darauf zu verzichten, die Qualität der einzelnen, unterschiedliche Praxen in Beziehung setzenden Operationen (Günther spricht hier von transjunktionalen Operationen) und die hieraus erwachsenen Arrangements zu rekonstruieren.³⁸

Theorieinkonsistenzen als Ausdruck der Stärke einer hinreichend auflösungsstarken Theoriearbeit

Unabhängig von den zuvor gestellten kleineren kritischen Anfragen möchte ich abschließend das Projekt der praxeologischen Wissenssoziologie nochmals als Ganzes und dabei insbesondere Ralf Bohnsacks Leistung würdigen. Es begann damit, eine Sozialforschung zu überwinden, die dem rationalistischen Selbstmissverständnis aufsaß, die propositionale Struktur der Sprache mit der sozialen Wirklichkeit zu verwechseln. Es gelang, einen praxistheoretischen Zugang zu entwickeln, der nicht – wie viele andere – in die Falle tappte, die Besonderheiten und insbesondere die Magie der Sprache zu vernachlässigen. Auf Basis der hiermit einhergehenden methodologischen, die Analyseeinstellung betreffenden Grundunterscheidung entwickelte sich ein außerordentlich produktives Forschungsprogramm, das unzählige Arbeiten inspirierte und dabei die Theorie- und Methodenentwicklung immer weiter vorantrieb. Mit der Bild- und Filminterpretation entstand zudem eine Methodologie, welche die Eigenlogik visueller Medien zum ersten Mal systematisch aufarbeitete. Die Grundunterscheidung der Dokumentarischen Methode wurde auch hier insofern produktiv, als dass sie dazu auf-

forderte, die Eigenlogik dieser Medien ernst zu nehmen und im Sinne eines „sehenden Sehens“³⁹ systematisch methodologisch aufzuarbeiten.

Bohnsacks Wissenssoziologie ist bislang dem Schicksal entgangen, dass ihre grundlegenden Begrifflichkeiten zu gestorbenen Metaphern gewandelt hat, die nur noch durch unlautere Mittel verteidigt werden können. Sie lässt sich weiterhin sowohl durch neue empirische Herausforderungen (etwa die Frage der Bildinterpretation und den komplexen Lagerungen in Organisationen) als auch durch andere Theorieentwicklungen (man denke etwa an Foucaults und Latours Arbeiten) irritieren. Die reflexive Beziehung zwischen „empirischer Analyse“, „methodologischer Reflexion“ und „Vertiefung der Grundlagentheorie“ gelingt noch.⁴⁰ Die (angehenden) Protagonist/innen der praxeologischen Wissenssoziologie können und dürfen sich weiterhin Gedanken über die (Neu-)Begründung der zentralen Begriffe machen.

Zu umfangreich ist mittlerweile der Fundus an reflektierten empirischen Studien, zu elaboriert das Wissen um die methodologischen Kniffe, als dass der erneute Blick auf metatheoretische Fragen das Gesamtprojekt in Frage stellen könnte. Bohnsack selbst experimentiert mit veränderten Kategorien (etwa der „propositionalen Logik“ und dem „Orientierungsrahmen im weiteren Sinne“). Dass dabei an der einen oder anderen Stelle Ungereimtheiten und Probleme in der Theorieinkonsistenz offenbar werden, ist keine Schwäche, wie man zunächst meinen könnte, sondern die Stärke einer hinreichend auflösungsstarken Theoriearbeit. Es ist für die Sozialforschung ein Glücksfall, dass hier keine Sparschweine aufgestellt werden, um Kreativität und schöpferische Intelligenz in ein enges Begriffskorsett zu zwängen, sondern die praxeologische Wissenssoziologie auch in Verkörperung ihres Gründungsvaters ein offenes Projekt bleibt, das den schöpferischen und intelligenten Nachwuchs einlädt, mit seinen Ideen und Forschungsarbeiten an seiner (Neu-)Begründung mitzuarbeiten.

Anmerkungen

- 1 Bohnsack, in diesem Band.
- 2 Fuchs zit. nach Vogd (2020, S. 230f.)
- 3 S. zur Kritik an solchen in der Sozialwissenschaft beliebten Essentialisierungen schon Karin Knorr-Cetina (1989) und für die Systemtheorie Peter Fuchs (2001).
- 4 Hier in Referenz auf Berger und Luckmanns (2003) „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie“.
- 5 „Wir schließen daher aus der Wissenssoziologie die erkenntnistheoretischen und methodologischen Probleme aus, welche ihre beiden großen Urheber so beunruhigt haben. [...] Unser spezielles Vorhaben ist zwar theoretischer Natur. Aber unsere Theorien gehören in das empirische Fach und zu seinen konkreten Problemen und haben nichts mit der Frage nach den Grundlagen des empirischen Fachs zu tun“ (Berger/Luckmann 2003, S. 15).
- 6 S. zu einer ausführlichen Kritik im Anschluss an Knorr-Cetina Vogd (2014).
- 7 Bohnsack (2017).
- 8 Möglicherweise ist auch dies ein Grund dafür, warum die sogenannte reflektierende Interpretation, wenngleich sie vielen begabten Hermeneuten intuitiv klar ist, schwer in ihrer praktischen Anwendung zu lehren ist.
- 9 Zur Einführung Maturana/Varela (1987).

- 10 S. zur jüngeren Diskussion die Monografie „Linguistic Bodies“ (Di Paolo/Cuffari/De Jaegher 2018).
- 11 Bei den folgenden Ausführungen zum Experiment handelt es sich um leicht veränderte Texte aus Vogd (2006, S. 141ff.), die jedoch nicht als wörtliche Zitate ausgewiesen sind, um den Lesefluss nicht zu stören.
- 12 Maturana/Varela (1987, S. 248).
- 13 Gazzaniga (1989, S. 89f.)
- 14 Searle (2001).
- 15 Brandom (2000, S. 109).
- 16 Ebd., S. 115.
- 17 Siehe etwa Schütz/Luckmann (2003, S. 465ff.). Auch Max Weber, von dem der Handlungsbegriff ja stammt, geht hier sehr vorsichtig, methodologisch differenzierend vor. Es ist der „subjektiv gemeinte Sinn“, nicht „etwa irgend ein objektiv ‚richtiger‘ oder ein metaphysisch ergründeter ‚wahrer Sinn‘“ (Weber 1984, S. 19), der dem Weberschen Verständnis von Handlung zugrunde liegt. Ebenso kennt er sehr wohl die vielfältigen anderen, nicht auf Um-zu- oder Weil-Motive zurückzuführenden Formen menschlicher Praxis (einschließlich habitualisierten Verhaltens und mimetischer Identifikation), möchte dies aber dann lieber der Psychologie bzw. der Sozialpsychologie überantworten, da dies nicht so recht in seinen gesellschaftstheoretischen Entwurf passt.
- 18 Bohnsack, in diesem Band.
- 19 Maturana/Varela (1987, S. 227).
- 20 Deshalb funktioniert ja auch die Dokumentarische Methode auf Basis der Interpretation sprachlicher Artikulationen. Die sprachlichen Bilder verweisen immer schon auf eine darüber hinausgehende existenzielle Lebenspraxis und sind nicht einfach nur Bezeichnungen und Typisierungen.
- 21 Vgl. Herrmann/Krämer/Kuch (2007).
- 22 Und weiter im Zitat: „Für den Körper müssen zwei auf diese Weise analoge Dinge identisch sein. Identität heißt hier: Sie müssen die gleiche organische Wirksamkeit haben, die gleiche existentielle Bedeutung für den Organismus. Das heißt folglich, dass sie aus dessen Perspektive das gleiche sind und damit, dass sie nichtdiskursive (präsentative) Symbole sind [...]. Physisches und Psychisches ist auf dieser Ebene eins: zwei Perspektiven auf die eine autopoietische Fortexistenz des Lebewesens – einmal betrachtet unter dem Aspekt der materiellen Homöostase und einmal unter dem der subjektiven Perspektive“ (Weber 2003, S. 120).
- 23 „Den Beobachter gibt es nicht“ muss dann auch der Systemtheoretiker bei genauer Analyse feststellen (so Baecker in Vogd 2020, S. 88).
- 24 Bohnsack, in diesem Band.
- 25 Bohnsack, in diesem Band.
- 26 Bohnsack, in diesem Band.
- 27 Bachtin (1971).
- 28 Siehe mit methodologischem Fokus im Anschluss an die Dokumentarische Methode Jansen/Schlippe/Vogd (2015) sowie Vogd/Harth (2019) und Jansen/Feißt/Vogd (2020).
- 29 Ebd.
- 30 Leicht drohen hier die komplexen grundlagentheoretischen Ansätze Foucaults und Bohnsacks zu einem beliebig kombinierbaren Baukastensystem reduziert zu werden, so auch leider stellenweise bei Geimer und Amling (2019).
- 31 Przyborski (2004, S. 63).
- 32 Die Unterscheidung „kommunikativ/konjunktiv“ würde hiermit nur die jeweils zur Anwendung kommende AnalyseEinstellung bezeichnen, jedoch kein Präferenzwert für die zu untersuchende Praxis oder die zu erwartenden Phänomene zukommen. Unter der AnalyseEinstellung „kommunikativ“ sieht man propositional entfaltete Inhalte, unter der AnalyseEinstellung „konjunktiv“ versucht man, die Logik der Praxis zu rekonstruieren. Das ist alles. Wer diese AnalyseEinstellung und die hiermit einhergehenden komplexen methodologischen Prozesse zu dem Konjunktiven und dem Kommunikativen

- verdinglicht, sitzt der propositionalen Logik der Sprache und der ihr innewohnenden Tendenz zur Fetischisierung von Begriffen auf.
- 33 Przyborski (2004, S. 59).
- 34 Przyborski (2004, S. 71ff.).
- 35 Darin liegt dann auch die eigentliche Pointe der Foucaultschen Arbeiten, nämlich die Produktivität von Agonien für die Soziogenese moderner Subjekterfahrung aufzuzeigen.
- 36 Bohnsack, in diesem Band.
- 37 Günther (1976).
- 38 Günther (1976) spricht hier von transjunktionalen Operationen.
- 39 Bohnsack, in diesem Band.
- 40 Bohnsack, in diesem Band.

Literatur

- Bachtin, M.M. (1971): Probleme der Poetik Dostoevskijs. Aus dem Russischen von Adelheid Schramm. Carl Hanser.
- Berger, L.P./Luckmann, T. (2003): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.
- Bohnsack, R. (2017): Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen/Berlin/Toronto.
- Bourdieu, P. (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Brand, R.B. (2000): Expressive Vernunft. Frankfurt a.M.
- Di Paolo, E.A./Cuffari, E.C./De Jaegher, H. (2018): Linguistic Bodies. The Continuity between Life and Language. Cambridge. <https://doi.org/10.7551/mitpress/11244.001.0001>
- Foucault, M. (2019) [1977]: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a.M.
- Fuchs, P. (2001): Die Metapher des Systems. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse. Weilerswist.
- Gazzaniga, M.S. (1989): Das erkennende Gehirn. Entdeckungen in den Netzwerken des Geistes. Paderborn.
- Geimer, A./Amling, S. (2019): Einleitung. In: Geimer, A./Amlinger, S./Bosančić, S. (Hrsg.): Subjekt und Subjektivierung. Wiesbaden, S. 1–15. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22313-7>
- Günther, G. (1976): Cybernetic Ontology and Transjunctional Operations. In: Günther, G. (Hrsg.): Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band 1. Hamburg, S. 249–328.
- Herrmann, S.K./Krämer, S./Kuch, H.H. (2007): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Mißachtung. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839405659>
- Jansen, T./Feißt, M./Vogd, W. (2020): „Logische Kondensation“ – Zur Interpretation von Mehrdeutigkeit in der Kontexturanalyse am Beispiel eines schizophrenen Patienten in der forensischen Psychiatrie. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 21. Jg., H. 3, Art. 13.
- Jansen, T./Schlippe, A.v./Vogd, W. (2015): Kontexturanalyse – ein Vorschlag für rekonstruktive Sozialforschung in organisationalen Zusammenhängen. Forum Qualitative Sozialforschung, 16. Jg., H. 1, Art. 4.
- Knorr-Cetina, K. (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: Soziale Welt, 40. Jg., H. 1, S. 86–96.
- Maturana, H.R./Varela, F.J. (1985): Autopoietische Systeme: eine Bestimmung der lebendigen Organisation. In: Maturana, H.R. (Hrsg.): Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. 2. Auflage Braunschweig/Wiesbaden, S. 170–234. https://doi.org/10.1007/978-3-322-91090-5_9
- Maturana, H.R./Varela, F.J. (1987): Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. 2. Auflage Bern/München.
- Popper, K.R. (1994): Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung. Hamburg.

- Przyborski, A. (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Diskursen und anderen Gesprächen. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-90347-7>
- Schütz, A./Luckmann, T. (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz.
- Searle, J.R. (2001): Geist, Sprache und Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Vogd, W. (2006): Wer entscheidet, wer entscheidet? Fragen zur Theorie und Empirie zuge-rechneter Intentionalität. In: Reichertz, J./Zaboura, N. (Hrsg.): Akteur Gehirn – oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts. Eine Kontroverse. Wiesbaden, S. 137–155. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90321-7_9
- Vogd, W. (2014): Eine richtige Intervention zur unrechten Zeit – Oder warum zu bestimmten Zeiten die schwächere Theorie die bessere ist. In: Braun, N./Müller, J./Nassehi, A./Saake, I./Wolbring, T. (Hrsg.): Begriffe – Positionen – Debatten. Eine Relektüre von 65 Jahren. Soziale Welt. Sonderband 21, S. 237–250.
https://doi.org/10.5771/9783845258171_242
- Vogd, W. (2020): Quantenphysik und Soziologie im Dialog. Betrachtungen zu Zeit, Beobach-tung und Verschränkung. Berlin. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-61857-8>
- Vogd, W./Harth, J. (2019): Kontexturanalyse: Eine Methodologie zur Rekonstruktion poly-kontexturaler Zusammenhänge. Vorgeführt am Beispiel der Transgression in der Leh-rer-Schüler-Beziehung im tibetischen Buddhismus. In: Forum Qualitative Sozialfor-schung/Forum: Qualitative Social Research, 20. Jg., H. 1, Art. 21.
- Weber, A. (2003): Natur als Bedeutung. Versuch einer semiotischen Theorie des Lebendi-gen. Würzburg.
- Weber, M. (1984) [1921]: Soziologische Grundbegriffe. Tübingen.